

Heimat entsteht, wenn ich verantwortlich handeln kann.

Überlegungen zum Begriff Heimat aus östlicher Perspektive

Ich halte den Begriff »Heimat« für wichtig, vielleicht sogar für wichtiger denn je. Dass über ihn debattiert und gestritten wird, dass man ihn in Frage stellt oder verteidigt, verdammt oder lobpreist, deutet darauf hin, dass er schon länger seine allseits anerkannte und damit selbstverständliche Bedeutung verloren hat. »Heimat« erhielt sogar 2018 ein für sie zuständiges Ministerium. Auch nach dem Abgang von Wolfgang Seehofer heißt das deutsche Innenministerium noch immer »Bundesministerium des Inneren und für Heimat«. Was dies im Kontext eines Ministeriums bedeutet, ist mir bisher nicht klargeworden. Gibt man den Begriff auf der Internetseite des Ministeriums ein, werden einem 73 Seiten angeboten, auf denen der Begriff Heimat auftaucht, allerdings erschien es bei allen meinen Stichproben ausschließlich im Zusammenhang mit der vollständigen Bezeichnung des Ministeriums oder der Ministerin. Was für eine Differenz zwischen dem emphatischen Namen des Ministeriums und der Leere dahinter!

Auf der anderen Seite ist der Begriff »Heimat« schlecht beleumundet, er wird skeptisch gesehen oder ganz abgelehnt. Die vierzehn Autorinnen und Autoren des Buches »Eure Heimat ist unser Alptraum« berichten von den alltäglichen Diskriminierungen, die sie selbst oder andere erfahren mussten. Sie erlebten »Heimat« als ein Kriterium, das sie ausschließen soll.

Ich bin in Dresden geboren und aufgewachsen, wurde für achtzehn Monate zum Grundwehrdienst nach Oranienburg einberufen, habe fünf Jahre in Jena studiert, in Altenburg war meine erste Arbeitsstelle am Theater, dort erlebte ich auch den Herbst 1989 und war von Anfang 1990 drei Jahre lang Zeitungsredakteur. 1993 ging ich für ein halbes Jahr nach St. Petersburg, um ein Anzeigenblatt zu gründen, seither lebe ich

als sogenannter freier Autor in Berlin, wo ich bisher vier Mal umgezogen bin, unterbrochen zudem von einem Jahr in Rom und einem halben Jahr in New York sowie im Ruhrgebiet.

Wo liegt meine Heimat? Mir fällt die Antwort schwer. Selbst wenn ich, wie oft angeraten, mein »Herz« sprechen lassen will oder versuche, auf mein »Bauchgefühl« zu hören, könnte ich nicht einen Ort oder eine Gegend als Heimat bezeichnen. Die Aufforderung, nach Dresden zurück zu gehen, um wieder in meiner Heimat zu leben, käme mir absurd vor. Nicht mal das Paar Dresden (Herkommen) oder Berlin (Lebensort) drängt sich auf. Habe ich mich nicht in Altenburg heimischer gefühlt? Selbst für St. Petersburg, wo eben nicht nur die Zeitungsarbeit unter schwierigen Bedingungen glückte, sondern auch meine ersten Versuche zu schreiben, hege ich heimatliche Gefühle. Mein Zugehörigkeitsgefühl erstreckt sich auf verschiedene Orte zu verschiedenen Zeiten.

Habe ich vielleicht zu viele Heimaten, um eine richtige Heimat zu haben? Was aber ist es, das mich von Heimat sprechen lässt?

Zwei Verse aus dem »Faust, der Tragödie erster Teil«, verfolgten mich als Jugendlicher penetrant, und dies nicht nur im Literaturunterricht:

»Was Du ererbt von deinen Vätern hast,/ Erwirb es, um es zu besitzen.«

Das war natürlich als Aufforderung gemeint, sich in der Schule anzustrengen. Wir sollten Wissen erwerben, um eine allseits gebildete (sozialistische) Persönlichkeit zu werden. Und dabei spielte das Erbe der Klassik eine wichtige, ja zentrale Rolle. Damals wäre ich nicht auf die Idee gekommen, jenes »ererbt« im Sinne eines materiellen Erbes zu begreifen. Außerdem gab es weder viel zu vererben noch zu erwerben, ganz im Gegensatz zu heute, da sich die Gesellschaft in jene teilt, die viel erben und in jene, die kaum etwas oder gar nichts erben.

Die Aufforderung »erwirb es« ließe sich dahingehend deuten, sich die Welt, in die man hineingeboren war, durch Einfühlung,

Nachdenken, Lernen und Arbeit anzueignen. Tatsächlich kann ich mir meine heimatlichen Gefühle für einen bestimmten Ort am ehesten damit erklären, dass ich dort gearbeitet habe, etwas gewollt habe, mich eingemischt habe. Dieses Einmischen hatte immer auch eine gesellschaftliche Dimension, die mal weniger offensichtlich war, wie in der Seminargruppe oder am Arbeitsplatz, mal mehr, wie bei Reden oder Demonstrationen im Herbst 1989.

Für mich, als einen, der sich im Herbst 1989 engagiert hat, öffneten sich damals viele Grenzen, vor allem die sozialen Grenzen wurden für eine gewisse Zeit durchlässig. War ich als Dramaturg in die Theaterwelt eingesponnen, so lernte ich plötzlich nahezu das gesamte Spektrum der Bevölkerung kennen, vom LPG-Bauern bis zum Dreher, von der Krankenschwester bis zur Verkäuferin, vom Diakon bis zum Parteisekretär, vom Musiker bis zum Ingenieur. Weil man selbst anders leben wollte und es sehr viele Gleichgesinnte gab, wurde das Land, in dem man geboren worden war, zum eigenen Land, für das man sich verantwortlich fühlte, für das man bereit war, Zeit und Kraft zu opfern, für das man etwas riskierte. Viele, sehr viele, zu denen ich mich zähle, erlebten sich als Subjekte der Geschichte, ein Begriff, den man bis dahin nur historisch verwendet hatte. Wir sprachen 1989 nicht von Heimat, es waren eher politische Begriffe, die wir verwendeten, aber weder zuvor noch danach hatte ich mich je so verbunden mit Orten und mit Menschen gefühlt, also mit jener Gemeinschaft, die die Gesellschaft veränderte. Was sich lange auf den nicht-öffentlichen Raum beschränkt hatte, war allmählich durch Umwelt- oder Friedensgruppen, durch Theater und Kirchen, durch Schriftsteller, Musiker, Künstler in Richtung Öffentlichkeit erweitert worden. Der Herbst 1989 und das Frühjahr 1990 waren die Folgen eines langen Prozesses.

Die Währungsunion mit ihrem Umtauschkurs, der Beitritt der DDR zur BRD und zur EG, bedeuteten für die Einzelnen enorme Möglichkeiten, von der Traumreise bis zum ersehnten Buch,

zugleich aber setzte auch eine bis dahin ungekannte Deindustrialisierung und Arbeitslosigkeit ein, die eine Herabstufung von Millionen Subjekten der Geschichte zu überflüssigen Arbeitskräften bewirkte. Es war gar nicht nötig, den alten Wohnort zu verlassen, um eine Entfremdung von der Heimat zu erleben. Alle Entscheidungen, so schien es, resultierten letztlich aus Sachzwängen. Was hatte das eigene Engagement da noch für einen Sinn, zumal diesen Prozess eine demokratische Mehrheitsentscheidung herbeigeführt hatte. Selbstverständlich wollte niemand die Mauer oder die DDR zurück. Und selbstredend gab es jetzt ganz andere Möglichkeiten sich einzumischen, d. h., verantwortlich zu handeln. Aber die Ostdeutschen besaßen nach wenigen Jahren von ihrem einstigen Volkseigentum, das sie sich hatten aneignen wollen, fast nichts, die Führungspositionen besetzten in der Mehrheit andere, und dies in allen Bereichen, sowohl in der Wirtschaft wie in den Medien, in Justiz und Verwaltung, der Bildung, dem Gesundheitswesen, letztlich auch in den Parteien. Wenn es aber für mich selbst entscheidend ist, ob ich bei Deutungen und Entscheidungen, die mich und meine Welt betreffen, mitreden und mittun kann, dann bedeuteten, gemessen an den Monaten des Aufbruchs und der Selbstermächtigung, für einen Großteil der Ostdeutschen die 90er Jahre eine Einbuße an Heimat.

Unter diesem Aspekt gibt es eine Analogie zwischen Ostdeutschen und Migranten: Das Gefühl, sich nicht heimisch in dem Land zu fühlen, in dem man lebt, hingte immer auch von den Möglichkeiten ab, die sich mir bieten, mich einmischen zu können.

Wer nach Deutschland flüchtet, wird nicht dadurch heimisch, dass sie oder er Unterweisungen in Wahlrecht und Rechtsstaat erhält, auch wenn das hilfreich und wichtig ist, sondern am ehesten dadurch, dass Gelegenheiten geboten werden mitzuarbeiten und mitzureden.

Jede und jeder hat eine eigene Art und Weise des Handelns und Mitredens. Als die für mich angemessenste Einmischung sehe ich meine Arbeit als Schriftsteller an, das heißt, etwas zu schreiben, das veröffentlicht und gelesen wird, was anderweitiges Engagement keineswegs ausschließen soll. Orte aber, über die oder an denen ich schreiben konnte, an die mich Lesungen oder Veranstaltungen führen, sind mir näher als andere. In St. Petersburg wurde ich 1993 nicht nur heimisch aufgrund meiner Zeitungsarbeit und meiner Kolleginnen und Kollegen, sondern auch, weil es mir dort zum ersten Mal gelungen war, etwas zu schreiben, das später auch veröffentlicht wurde. Dasselbe gilt für Altenburg. So könnte ich das für alle Lebensstationen durchbuchstabieren, für Dresden, für Berlin, für New York, für Rom, für das Ruhrgebiet. Nicht nur jene Orte, aber besonders diese, sind es, an denen ich mich heimisch fühle. Und sie zusammen ergeben dann wohl so etwas wie Heimat, ein Prozess, der nicht abgeschlossen ist, weder im Zugewinn von Heimat wie in ihrem Verblassen. Denn Heimat, davon bin ich überzeugt, braucht den Wunsch und die Gelegenheit, für sich und andere etwas tun zu können.

Ingo Schulze

Erschienen in: Heimat im Wandel - Das Wir im Revier, Bodo Hombach (Hg.), Essen, 2024, S. 238 ff.